



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

In Gängen und Höfen

Loewenberg, Jakob

Hamburg, 1907

VIII.

urn:nbn:de:hbz:466:1-29327

VIII.

Jan ging nach wie vor an die Arbeit, Marie besorgte nach wie vor das Hauswesen. Es schien alles wie früher zu sein; am Fenster aber baumelte der zerrissene Vorhang.

Unwillkürlich blickte Jan jeden Mittag, wenn er in die Stube trat, zuerst zum Fenster hin. Jedesmal glaubte er, es würde eine neue Gardine dort hangen, und ein bitterer Ärger stieg in ihm auf, daß es nicht so war. Doch er schwieg, stellte sich an das Fenster, trommelte mit den Fingern an die Scheiben, und wenn sich drüben das frech-lächelnde Frauengesicht zeigte, winkte er grüßend hinüber.

Es schnitt Marie ins Herz, aber sie sagte kein Wort. Das Mensch da sollte nicht auch noch Schadenfreude an ihr haben. Lautlos stellte sie ihrem Manne das Essen hin. In Mißmut und Widerwillen würgte er es hinunter. Nichts sagte ihm zu, alles schien einen muffigen, modrigen Beigeschmack zu haben, es war nicht zum Aushalten. „Morgen ess' ich in der Volkskaffeehalle!“ und richtig, am anderen Tage blieb er ganz fort. Marie ängstigte sich um ihn; sie war froh, als er wieder heil ins Zimmer trat; doch sie wagte nicht, ihm Vorwürfe zu machen. Er aber glaubte, es sei ihr schon recht, wenn er's so treibe. Nach einigen Tagen setzte er wieder aus, und von da ab kam er ganz unregelmäßig. Nun hörte sie auf, mittags für ihn zu kochen. Als er das erstemal kein warmes Essen fand, geriet er in hellen Zorn, schimpfte und fluchte über die liederliche Wirtschaft und kam von nun an mittags gar

nicht mehr nach Hause. Um so besser; nun konnte sie sich doch morgens ordentlich ausruhen, sie war doch immer so müde, so müde und matt. Warum auch so früh das Bett machen, wenn man sich doch jeden Augenblick wieder darauf legt? Warum in dem dunklen Raum kehren und putzen? Man sieht's ja doch nicht, ob's rein oder schmutzig ist. Warum sich ordentlich ankleiden, wenn man doch mit keinem Menschen zusammenkommt? Erst in der Dämmerstunde fing sie an, sich zu rühren, weniger aus Freude an der Arbeit als aus Furcht vor Jan. In ihm steckte noch ein gut Stück vom früheren Seemann: es mußte blank und sauber um ihn sein. Sie freute sich, daß er sie abends wenigstens nicht solange quälte und bald wieder fortging. Wie hatte er sich sonst nach der Feierstunde gesehnt! Da schritt er mit Adje gemeinsam heim; die Kinder sprangen ihnen entgegen, die Frauen empfingen sie am Torweg. Nach dem Essen kam man zusammen; man plauderte, erzählte Tagesneuigkeiten, las aus der „Reform“ vor und spielte mit den Kindern; wie war das jetzt so öde, so dumpf und ungemütlich! Selbst das Kind machte ihm wenig Freude mehr. Es sah so bleich, so verkommen aus, so'n rechtes „Proletarierkind“, wie er selber in bitterm Grimm sagte. Also runter mit dem Essen, ein bißchen gewaschen, und wenn die alten Knochen nicht zu müde sind, raus aus dem Haus! Es findet sich schon ein Ort, wo's besser ist, und Rabowsky und Flentje sind gute Kameraden.

So wurde manche Stunde in der Schenke verbracht, und bald zählte der Dreimaster wieder Jan zu seinen besten Kunden. Sogar am Sonntag fehlte er nicht mehr. Sonst hatte er die Morgenstunde zu allerhand kleinen Flecht- und Papparbeiten verwandt, jetzt schloß er zuerst von der Anstrengung aus, mit der er abends vorher den

pünktlichen Eingang des Wochenlohnes gefeiert hatte. Und versuchte er einmal wieder, wie früher tätig zu sein, so warf er bald das Werkzeug mißmutig hin: „Es ist hier zu düster, der Teufel soll's in dem verfluchten Loch aus- halten!“ und fort ging er.

Der Winter trat früh und streng ein. Die Elbe deckte sich mit Eis, die Schifffahrt war gehemmt, und die Arbeit am Hafen ward knapp. Zu den manchen unfreiwilligen Feiertagen kam der Buß- und Betttag, der „Sup- und Freetdag“, wie er im Volksmunde genannt wird. Jan ging beizeiten aus dem Hause. „Ich will mal sehen, ob es in Altona nichts zu verdienen gibt.“ Und es gab dort was zu verdienen, aber nicht für ihn, sondern für die Wirte. Abends kam er betrunken nach Hause; der letzte Groschen war ausgegeben. Von der geringen Summe, die er am folgenden Sonnabend erhielt, hatte er noch kleine Anleihen, die er im Wirtshause gemacht, zurückzuerstatten, und zum erstenmal seit seiner Heirat konnte er die Miete nicht bezahlen. Ein Schreck durchfuhr die arme Frau, als er ihr das mit dürren Worten sagte.

„Laß sie uns man auf die Straße schmeißen,“ meinte er, „verfrieren darf uns die Polizei nich lassen, un so gut wie hier kriegen wir's überall wieder.“

„So weit sind wir nu schon, Jan,“ sagte sie bitter, „nächstens schicken wir das Kind mit'm Bettelsack rum.“

„Bettelsack sind wir doch. Meintwegen kann's gleich anfangen.“

„Aber meintwegen nich, solange ich leb, nich! Da sei Gott vor!“

Vor ihren Augen stand das Elend und der Jammer, den sie in den kleinen fröstelnden und hungernden Gestalten so oft verkörpert gesehen. Die alte Tatkraft wachte in ihr auf. Noch am selben Tage ging sie aus und suchte

nach Arbeit. Umsonst. Noch einmal versuchte sie es, wieder umsonst. Der Hauswirt aber drängte.

Da öffnete sie ihre Kommode, nahm ein Bettlaken und zwei ihrer besten Hemden daraus, versteckte sie unter ihre Schürze und ging zum Pfandhaus, weit weg, nach den Kohlhöfen hin. Es war nicht zu vermuten, daß jemand in der Gegend sie kenne; aber sie meinte, jeder Vorübergehende müsse ihr ansehen, was sie vorhabe. Wieder und wieder ging sie an der Haustür des Pfandleihers vorbei, bald scheu nach dem Fenster und dem Eingange lugend, bald auf der Straße umherspähend, als ob sie jemand suche. Da rasselte ein Bierwagen dicht an dem Trottoir vorüber; die Fußgänger wichen erschrocken zur Seite, und in demselben Augenblick schlüpfte sie zur Tür hinein. Als sie wieder heraustrat, eilte sie, den Kopf gesenkt, schnellen Schrittes davon. Sie wagte nicht emporzusehen; es war ihr, als ob sie einen Diebstahl begangen hätte. Mit dem Rücken der Hand, die krampfhaft einen Taler umschlossen hielt, wischte sie sich rasch eine Träne aus dem Auge.

Noch oftmals und in schneller Aufeinanderfolge ging sie den Weg. Ein Wäschegegenstand nach dem andern, Hemden, Spreiten, Hand- und Taschentücher, jegliches Kleidungsstück, das sie und ihr Kind entbehren konnten, und zuletzt ein Teil des Bettes wanderten mit ihr.

Jan erkannte bald, wo die geheimen Quellen lagen, die sich seine Frau erschlossen, aber er sagte nichts darüber. Er war nur froh, daß sie ihn in Ruhe ließ, und er nun über seine Einnahmen freier schalten konnte. Aber nach kurzer Zeit wußte die arme Frau nicht mehr, was sie forttragen sollte, und bat ihn schüchtern um das Geld zur Miete.

Er zuckte die Schultern. „Ich hab' nig mehr, fram in deiner Kommode rum.“

„Sie is leer.“

„Denn sieh zu, wo du sonst was herkriegst,“ und damit ging er zur Thür hinaus.

Wo sonst? Wo sonst? Bei ihren Flurnachbarn? Nein. Bei ihrer früheren Herrschaft? Sie würde es nie wagen. Aber wo denk ich hin, sie werden dir helfen, wenn sie eben können, gewiß, auf nach Lorenzens!

Katharine hatte schon von ihrem Manne gehört, wie's um Jan stand. Sie hatte ihm wiederholt zum Guten geredet, und sie selber war noch vor wenigen Tagen an den Hafen gegangen, um mal ein ernstes Wörtchen mit ihm zu sprechen. Erst hatte er sie ausgelacht, dann schob er alle Schuld auf die Frau: sie sei so faul und unordentlich, und als Katharine die Schwache, Kränkliche entschuldigte, wurde er wütend und sagte, sie solle ihn in Ruhe lassen und sich um ihren eigenen Dreck kümmern.

„Kann sein, daß ich mit Schuld hab,“ sagte Marie, als ihr die Freundin den Vorgang erzählte; „aber Katharine, ich weiß nich, wie's kommt, meistens bin ich so müde und so ab, un manchmal, wenn ich so recht Lust hab un schaffen will wie früher, denn is es grade, als wenn ich mit 'n Tau festgebun'n wär', un ich kann mich nich rührn. Ich weiß nich, was ich tun soll, ihr müßt uns helfen!“

Und Frau Katharine half. Sie gab ihr zuerst das Mietegeld. Eine Frau in einer geregelten Hauswirtschaft hat immer Gelder, von denen der Mann nichts weiß, geheime Schätze für unvorhergesehene Ausgaben, und es kennzeichnet sie, wie sie zu denselben unter den verschiedensten Verhältnissen auf den mannigfachsten Wegen gelangt.

„Die Miete muß zuerst bezahlt werden,“ sagte Katharine, „das ist das Wichtigste. In seinen vier Wänden muß man Herr sein, sonst is man wie 'n Planke, die auf'm Wasser rumtreibt un nich weiß, wo sie hingehört. Aber denn, was weiter?“

„Ich möcht' gern 'ne Stelle annehmen un was mitverdienen.“

„Du, Marie? Traust du dir das denn zu?“

„Ich muß; es wird woll gehen. Wenn ich man bloß eine finden könnte!“

„Da weiß ich Nat. Die Leute, wo ich in'n Sommer Morgenfrau gewesen bin, die haben mich noch vor 'n paar Tagen gefragt, ob ich nich wieder zu ihnen kommen könnte. Sie können zwars nich viel ausgeben, aber die Arbeit ist auch nich schwer. Wenn du Lust has, denn gehen wir gleich hin.“

Marie nahm die Stelle an.

Am andern Morgen, nachdem Jan fortgegangen, machte auch sie sich fertig, um das Haus zu verlassen. Das Kind trank mit ihr Kaffee, dann legte sie es wieder ins Bett, rückte den Tisch davor und legte ihm ein Butterbrot und die Puppe darauf.

„So, Lina, nu muß du ruhig liegen bleiben, bis Mama wiederkommt. Wenn du hungrig wirs, darfs du das Butterbrot aufessen, un mit der Puppe spielen darfs du immer. Aber nich aus'm Bett gehen, wo's so schön warm is, wills auch nich?“

„Nee, Mama!“

„Adjüs, mein Herzblatt!“

Sie küßte das Kind, nickte ihm noch im Hinausgehen lächelnd zu und verschloß die Thür hinter sich. Noch einen Augenblick horchte sie draußen mit bangendem Herzen, dann ging sie an die Arbeit.

Zwei Tage blieb Linchen ruhig im Bette liegen und wartete geduldig, bis die Mutter mittags zurückkehrte. Am dritten aber wurde ihr die Sache doch zu langweilig; sie schrie nach der Mama, und als niemand kam, kletterte sie aus dem Bett und lief, nur mit dem Hemdchen bekleidet,

im Zimmer umher, stieg auf die Stühle, blickte durchs Fenster und weinte und rief unaufhörlich. Als Marie heimkam und die Türe aufschloß, stand die Kleine ganz in Tränen aufgelöst davor und konnte vor Schluchzen kaum Atem schöpfen.

„Du nichtsnutziges Ding du! Du sollst ja liegen bleiben, du eische Deern!“

Das Kind schluchzte noch lauter, und als Marie ihr einen leichten Schlag auf den Rücken gab, wollte das Jammern kein Ende nehmen.

„Nu sei man still, sei man still, bis ja gut, ich bleib nu ja auch hier.“

Das Kind beruhigte sich endlich, aber die Mutter beschlich neue Sorge.

Sie konnte Lina nicht allein zu Hause lassen; es mit zur Arbeit nehmen, ging auch nicht. Was nun?

Sie erinnerte sich, daß ihre Flurnachbarin, die schwarze Rife, ihr schon wiederholt ihre Dienste angeboten, trotz der ersten unfreundlichen Begegnung. Sie mochte das Weib nicht leiden; ihre rohen, frechen Züge, ihre gemeinen Worte und Gesten widerten sie an. Erst noch vor wenigen Tagen war sie empört davongegangen, als Rife ihr mit bedeutungsvollem Lächeln den Vorschlag machte, sie solle doch einen Schlafburschen nehmen, da läge sie warm in den Federn. Platz hätten sie ja genug, und ein Bett auf Abzahlung könnten sie überall bekommen. Wenn dann der Mann das Saufen nicht lasse, könnte sie ihn mit einem Wort um die Finger wickeln. Sie müsse nur nicht so zimperlich tun und sich nicht genieren, sie sei doch auch noch jung und wolle was vom Leben haben. Empört war Marie davongegangen. Nun aber schien es ihr doch der einzige Ausweg, sich wieder an die Nachbarin zu wenden. Sie hatte ja auch Kinder, und es konnte ihr nichts ver-

schlagen, wenn Lina die paar Morgenstunden mit ihnen herumspielte.

Sie klopfte an die Türe. Lärmen und Toben und laute Kinderstimmen erschollen von drinnen, aber niemand öffnete. Da klinkte sie die Türe auf. Ein Bild der entsetzlichsten Unordnung zeigte sich ihren Blicken. Alles lag und stand wüst durcheinander; Kleidungsstücke und Wäsche waren auf dem Boden zerstreut, Pantoffeln und Stiefeln standen neben Brot und Butter auf dem Tische: es sah aus, als ob jemand inmitten der Plünderung die Flucht ergriffen. Die Kinder tollten sich dazwischen herum; sie merkten gar nicht, daß Marie eingetreten war. Das kleine vierjährige Mädchen rollte eine zerrissene Jacke zusammen, schob sie unter den linken Arm und umfaßte mit dem rechten den nur um ein Jahr älteren Bruder. Dann schritten sie zur Wiege, verbeugten sich gegen das jüngste Brüderchen, das in derselben lag, und sagten in weinerlichem Tone: „Adjüs, Hannes, adjüs!“ Darauf drehten sie sich schnell um, liefen zur Türe und — standen erschrocken vor Marie.

„Was macht ihr denn da, Kinder?“ fragte sie erstaunt.

„Wir spielen Auskragen,“ erwiderte die Kleine.

Noch ehe Marie die Bedeutung dieser Antwort recht erfassen konnte, kam es polternd die Treppe herauf, schob sie mit jähem Ruck an die Seite, und keuchend, atemlos stand der lange Peter, der Mann der Rife, im Zimmer.

Er hatte schon auf der Arbeitsstätte gehört, daß sein Weib mit dem Küpergesellen ausgerückt sei. Mitleid und Hohn hatten's ihm zugetragen.

Seine hagere, sonst stets gebückte Gestalt — der niedrige Durchgang sorgte schon dafür, daß keiner der „Höflinge“ den Nacken zu steif trug — richtete sich jetzt hoch auf; die kleinen, hellen Augen quollen ihm aus den Höhlen hervor und starrten wie verglast im Zimmer umher,

während die ungelinken Arme zitternd auf und ab fuchtelten.

„Dat is also doch wohr!“ stöhnte er auf, „se hett dat also doch fertig brocht! De verfluchte, de gemeine Hund — o! wenn ick denn to foten krieg!“

Er ballte grimmig die Faust in die Luft, ein Zittern durchlief seine Glieder, und ermattet sank er auf einen Stuhl an der Wiege nieder. Er barg seinen Kopf in das Kissen, und ein leises Schluchzen tönte durch das Zimmer.

Die beiden Kinder standen regungslos dicht aneinandergepreßt in einer Ecke. Sie fürchteten sich vor dem Vater; doch als sie ihn weinen hörten, fingen auch sie an, laut zu jammern.

Marie starrte mit Entsetzen auf die Szene; sie vermochte kein Wort des Trostes zu spenden. Geräuschlos verließ sie das Zimmer und murmelte vor sich hin: „Arme Kinder!“

